



JONATHAN

MOORE

POISON  
ARTIST

»Ich habe seit *Roter Drache* nichts  
so Furchterregendes mehr gelesen.«

STEPHEN KING

THRILLER SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5325

Caleb Maddox ist Schmerzforscher und Toxikologe und wird als solcher zeitweilig von der Polizei von San Francisco als Berater bei Mordfällen hinzugezogen. Und die braucht gerade dringend seine Expertise, da in den letzten Wochen immer wieder wohl situierte Männer tot aus der Bay gezogen werden, die unter unbeschreiblichen Schmerzen gestorben sein müssen. Maddox hilft gerne, auch wenn er zurzeit Krach mit seiner Freundin hat und daher lieber durch alle Bars der Stadt zieht. Dabei lernt er die geheimnisvolle Emmeline kennen, der er rasch verfällt. Emmeline scheint direkt aus einem Film noir der 1940er zu stammen, eine Femme fatale, stylish, mysteriös, extravagant. Die Nebel wallen über der Bay Area, das Asphalt glänzt regennass, und Emmeline führt Maddox an die unwahrscheinlichsten Orte. Aber nichts, gar nichts ist so, wie es scheint ...

Ein unvergesslicher Thriller über einen Mann, den seine unaussprechliche Vergangenheit nicht loslässt, und eine unwiderstehliche Frau, die ihm den ultimativen Ausweg bietet.

»*Poison Artist* ist eine elektrisierende Lektüre, die sich von Schock zu Schock steigert. Ich habe die letzten 100 Seiten in einem Rutsch gelesen. Das letzte Kapitel ist ein absoluter Knaller. Ich habe seit *Roter Drache* nichts so Furchterregendes mehr gelesen.« *Stephen King*

**JONATHAN MOORE** ist Anwalt und Romancier. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt. Für den Thriller *Fünf Winter*, den er unter dem Pseudonym James Kestrel geschrieben hat, wurde er mit dem Edgar Award 2022 für den besten Roman des Jahres und dem Barry Award 2022 für den besten Thriller des Jahres ausgezeichnet.

**Stefan Lux** übersetzt aus dem Englischen und hat u. a. James Kestrel, Loraine Peck, Marie Rutkoski und Michael Koryta ins Deutsche übertragen. Er lebt in Bonn.

Jonathan Moore

# POISON ARTIST

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von

Stefan Lux

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
*The Poison Artist*  
bei Houghton Mifflin Harcourt, New York, NY.



Erste Auflage 2023  
suhrkamp taschenbuch 5325  
© der deutschsprachigen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022  
© 2016 by Jonathan Moore  
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,  
nach Entwürfen von Orion Books

Umschlagfoto: Hanna Hultsova/Shutterstock

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47325-2

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# POISON ARTIST

*Für Maria Y. Wang, M. S. B.*

## EINS

Nachdem er eingecheckt hatte und auf sein Zimmer gegangen war, stellte Caleb sich vor den Ankleidespiegel, der außen an der Badezimmertür angebracht war, und betrachtete seine Stirn. Auf dem Rücksitz des Taxis hatte er die Blutung gestillt, indem er die Manschette seines Hemds auf die Wunde gedrückt hatte. Aber in der Haut steckten immer noch winzige Splitter des Whiskeyglases, das sie nach ihm geworfen hatte. Er zog sie mit den Fingernägeln heraus und ließ sie auf den Teppich fallen.

Sofort begann das Blut wieder zu fließen: ein dünnes Rinnsal zwischen seinen Augen, das sich auf dem Nasenrücken teilte und sich zu beiden Seiten den Mundwinkeln näherte. Einen Moment lang betrachtete er das Blut im Gesicht und die beginnende Schwellung auf der Stirn, dann trat er ans Becken und hielt einen Waschlappen ins laufende Wasser. Er wrang ihn aus, wischte das Blut ab, ging zurück ins Zimmer und setzte sich auf den Fußboden, mit dem Rücken gegen die Schranktür. Die kleinen Glasscherben glitzerten im Gewebe des roten Teppichs.

Es war ein hochwertiges Glas. Möglicherweise Murano-Kristall. Vor einem Jahr hatten sie zu Weihnachten einen Satz dieser Gläser gekauft, bei Macy's am Union Square, kurz nach ihrem Einzug. Auf der Eisbahn unter dem beleuchteten Weihnachtsbaum hatten Schlittschuhläufer ihre Runden gezogen, denen sie eine Weile zugesehen hatten, Seite an Seite. Damals hatte sie viel Wärme verströmt, als wären glühende Kohlen in ihre Kleidung eingewebt gewesen.

Sie hatte gestrahlt.

Dieses Wort kam ihm in den Sinn, wenn er an sie dachte, sogar jetzt. Es war gefährlich, in diese Richtung zu denken, aber galt das nicht für alles Mögliche?

Er zog eine der Scherben aus dem Teppich und legte sie auf seine Fingerspitze.



Bei ihrem dritten Date waren sie am Strand jenseits der Straße am westlichen Rand des Golden Gate Parks entlanggegangen. Sie hatte ihre Sandalen ausgezogen, sie ein paarmal gegeneinandergeschlagen, um den Sand zu entfernen, und sie dann in die Handtasche gesteckt. Der vom Ozean hereinwehende Nebel war kurz aufgerissen und hatte den Blick auf die Dutch Windmill und mehrere große Zypressen freigegeben. Bridget hielt seine Hand und schaute auf den düsteren, blaugrauen Pazifik. Plötzlich schrie sie auf, knickte mit dem rechten Knie ein und taumelte gegen ihn.

»Autsch. Scheiße.«

»Was ist los?«, fragte er. »Was ist?«

Sie hüpfte auf einem Bein und legte einen Arm um seine Hüfte.

»Glas, glaube ich. Oder eine Muschel.«

Er half ihr zu einer Betontreppe in der Ufermauer, die hinauf zum Bürgersteig führte. Sie setzte sich auf die dritte Stufe, er kniete sich in den Sand und nahm ihren kleinen nackten Fuß in die Hände. Er war schlank und gebräunt, eine Y-förmige weiße Stelle ließ erkennen, wo der Riemen ihrer Sandale die Haut vor der Sonne geschützt hatte. Für einen kurzen Moment glitt sein Blick an ihrem Bein nach oben, die glatte, makellose Haut entlang bis zu ihrem pinkfarbenen Slip. Sie folgte seinem Blick, errötete und schob sich den Rock zwischen die Oberschenkel.

»Sorry«, sagte er.

Sie lächelte.

»Mein Fuß, du Dummkopf.«

»Genau. Dein Fuß.«

Die Scherbe war in die weiche, helle Haut ihrer Fußsohle gedrungen. Erst als er sie herauszog, begann das Blut zu fließen. Es lief zu ihrer Ferse hinunter und tropfte von dort auf die unterste Stufe. Bridget stöhnte auf. Als er zu ihr hochschaute, hatte sie die Augen geschlossen und biss sich auf die Lippen.

»Hast du Papiertaschentücher oder so was in der Handtasche?«

»Ja. Nimm du sie. Ich kann nicht hinsehen.«

Er nahm ihre Tasche und fand das Päckchen Papiertaschentücher. Er nahm mehrere heraus, faltete sie zusammen und drückte sie fest auf die Wunde. Wieder hörte er sie stöhnen.

Er kannte sie nicht gut. Damals. Inzwischen konnte er unterscheiden, ob sie vor Lust oder Schmerz stöhnte. Oder ängstlich wie eine Schwimmerin, die ein letztes Mal nach Sauerstoff schnappt, bevor eine Welle über ihr zusammenschlägt. An jenem Nachmittag am Strand, mit ihrem Fuß in den Händen, kannte er noch nichts von alledem. Damals war sie die junge Frau, die er zwei Wochen zuvor bei einer Vernissage kennengelernt hatte. Die wunderschöne, ein wenig schüchterne junge Frau in einem schwarzen Kleid mit dünnen Trägern, die, wie sich herausstellte, die Hälfte der ausgestellten Bilder gemalt hatte. Er wusste nicht viel über sie, nur, dass er alles wissen wollte.

»Tu ich dir weh?«

»Ich kann nur kein Blut sehen.«

»Stell dir vor, es wäre Farbe.«

Sie lachte, hielt die Augen aber geschlossen.

»Ich trage dich zum Auto, damit nichts in die Wunde kommt.«

Sein Wagen stand vierhundert Meter weiter nördlich, dort, wo der Strand aufhörte und die Klippen begannen.

»Schaffst du das?«

»Locker«, sagte er.

Und tatsächlich war es kein Problem. Sie legte einen Arm um seinen Hals, er hob sie hoch und trug sie in den Armen. Eine halbe Stunde später parkte er vor seinem Haus am Hang des Mount Suro und trug sie hinein. Er säuberte ihren Fuß mit Wasserstoffperoxid und verband die Wunde. Der Verband löste sich nach kurzer Zeit in seinem Bett, ohne dass einer von ihnen es bemerkt hätte. Die Wunde zeichnete die Muster ihrer Lust mit Blut auf seine Laken, während er vor ihr kniete und die erste von vielen Lektionen über die Frau lernte, die er lieben und mit der er zusammenleben würde. Als sie später merkten, dass sie wieder blutete, brachte er

sie den Hügel hinunter ins Krankenhaus, wo die Schnittwunde zum zweiten Mal gereinigt und dann genäht wurde.

Seitdem hatten sie keine einzige Nacht mehr getrennt verbracht, bis zum heutigen Tag.

Er saß auf dem Teppich, drückte sich den Waschlappen gegen die Stirn und dachte, dass ihr die simple künstlerische Wirkung des Musters sicher nicht entgangen wäre. Vielleicht hätte sie sogar Freude daran gefunden und auf diese stille Art gelächelt, wie sie es tat, wenn sie die letzten leeren Flächen auf der Leinwand mit Farbe füllte und die Muster zum Vorschein kamen, als hätte sich ein Nebel verzogen. Glasscherben am Anfang, Glasscherben am Ende. Er nahm den Waschlappen herunter und betrachtete ihn.

»Mit Blut besiegelt«, murmelte er.

Wie bei einem Ritus. Der Code einer Geheimgesellschaft, ihrer jetzt aufgelösten Zwei-Personen-Sekte. Er knüllte den Waschlappen zusammen und warf ihn ins Badezimmer.

Beim Verlassen des Hauses hatte er nur sein Portemonnaie mitgenommen. Kein Handy, keine Schlüssel. Er war den Hügel hinunter zum UCSF Medical Center gegangen und hatte von einer Telefonzelle aus ein Taxi gerufen. Während der Wartezeit am Straßenrand hatte er sich vorgestellt, dass Bridget ihm vielleicht mit dem Auto folgen würde. Dass sie verbotenerweise in der für Krankenwagen reservierten Zone parken und auf ihn zulaufen würde. Sich entschuldigen und ihn bitten würde, zurückzukommen.

Aber falls sie gekommen war, dann nachdem das Taxi ihn schon abgeholt hatte.

Die Bar im Palace Hotel nannte sich Pied Piper. Sie verdankte den Namen einem Gemälde von Maxfield Parrish, das hinter dem Tresen hing – neun Quadratmeter Licht, Schatten und Bedrohlichkeit. Die Kinder verlassen die Sicherheit der Stadtmauer Hamelns, um

einem Monster zu folgen, dessen Gesicht so alt und schroff wirkt wie ein Fels.

Es war nicht das erste Mal, dass Caleb in einem Gemälde Zuflucht suchte, dass er sich der Leinwand überließ, bis sowohl der Raum als auch die Außenwelt völlig verschwanden. Vielleicht gab es Gemälde, die speziell für diesen Zweck geschaffen waren. Wenn er sie entdeckte und sich nahe genug setzte, um die einzelnen Pinselstriche unterscheiden zu können, kippte der Raum allmählich zum Rahmen hin, als hätte die Erde ihren Schwerpunkt verlagert. Dann fühlte er sich immer mehr hineingezogen in die Welt, die unter der Farbschicht verborgen lag.

Er blinzelte und sah auf die Uhr. Es war kurz vor zwei an einem Samstagnachmittag.

Wenn man den Barkeeper mitzählte, befanden sich drei Personen im Raum. Caleb zog einen Hocker heran, setzte sich und stützte sich mit den Ellbogen auf den glänzenden Mahagonitresen. Das einzige Licht hier drinnen war auf das Gemälde gerichtet, der Barkeeper ließ ihm Zeit, es noch einmal gründlich zu studieren. Schließlich kam er zu Caleb herüber.

»Gefällt es Ihnen?«

»Ja, schon immer.«

Bis hierher hatte auch der Barkeeper den *Pied Piper of Hamelin* betrachtet, jetzt aber wandte er sich Caleb zu.

»Das Hotel hat es in Auftrag gegeben«, sagte er. »Für sechstausend Dollar, im Jahr 1908. Parrish war klar, dass es in einer Bar hängen würde. Er wollte, dass Männer, die zum Beispiel da sitzen, wo Sie jetzt sitzen, hochschauen und ein Kind sehen – dass sie an ihre eigenen Kinder denken, die zu Hause warten. Und dass sie den zweiten Drink nicht bestellen.«

»Funktioniert es?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich nicht. Wissen Sie schon, was Sie wollen?«

»Jameson, unverdünnt. Und ein Guinness.«

»Wollen Sie einen Blick auf die Speisekarte werfen?«

Caleb schüttelte den Kopf und senkte den Blick. Auf dem Tresen hatte jemand den Lokalteil des morgendlichen *Chronicle* liegen gelassen. Die Zeitung war doppelt gefaltet, sodass nur eine Schlagzeile zu erkennen war:

CHARLES CRANE 10 WOCHEN VERMISST  
POLIZEI: »WIR BRAUCHEN HINWEISE«

Darunter war das Foto eines korpulenten Mannes mit Hemd und Krawatte zu sehen. Caleb musterte das Foto, drehte die Zeitung um und schob sie weg. Er kannte das Gefühl, das eigene Foto unter einer solchen Überschrift zu sehen. Vermisst zu werden war nicht in jedem Fall schlimm. Manchmal fing der schwierige Teil erst an, wenn man gefunden wurde. Wenn man dann nicht die richtigen Antworten parat hatte, wurde man für den Rest seines Lebens schräg angeschaut.

Er wandte den Blick wieder Maxfield Parrishs Gemälde zu. Im Vordergrund führte der Rattenfänger eine Gruppe Kinder unter einen dunklen, ausladenden Baum. Der Boden war uneben. Um Schritt zu halten, mussten die jüngsten Kinder auf allen vieren über Felsbrocken klettern. Mit gebeugtem Rücken und strähnigen Haaren stand der Rattenfänger zwischen ihnen.

Der Barkeeper stellte ein Whiskeyglas auf die hölzerne Theke und schenkte Caleb zwei Fingerbreit Jameson ein.

»Danke.«

»Aber gern.«

Caleb trank den Whiskey in einem langen Zug und stellte das Glas ab. Der Barkeeper kam mit dem Guinness zurück.

»Ich nehme noch einen davon.«

»Jetzt wissen wir es«, sagte der Barkeeper.

»Was wissen wir?«

»Das Gemälde funktioniert nicht.«

Caleb schüttelte den Kopf.

»Ich habe keine Kinder zu Hause. Oder sonst irgendwo. Bei mir kann es nicht wirken.«

Der Barkeeper nahm die Jameson-Flasche von ihrem Bord an der Wand. Er schenkte ein und schob Caleb das Glas wieder hinüber.

»Autounfall?«

»Hm?«

»Ihre Stirn. Autounfall?«

»Nein, Freundin. Exfreundin, schätze ich.«

»Tut mir leid.«

»Schon in Ordnung.« Er hielt inne und griff nach dem Bierglas.  
»Ich meine, es ist nicht in Ordnung. Überhaupt nicht. Aber es ist in Ordnung, dass Sie fragen. Der Rest nicht.«

»Dann geht der hier aufs Haus.« Der Mann deutete auf das frisch eingeschenkte Glas.

»Danke.«

Der Barkeeper bückte sich und tauchte kurz darauf mit einem sauberen Geschirrtuch auf, in das er eine Handvoll Eiswürfel gepackt hatte.

»Danke.«

»Sieht aus, als könnten Sie es brauchen.«

»Blutet es?«

»Nein.«

Caleb nahm das Geschirrtuch und drückte es gegen seine Stirn, bis die Wärme seiner Schwellung das schmelzende Eiswasser durch den Stoff dringen ließ. Es war kühl auf seiner Haut. Er hielt das Tuch noch eine Weile, dann legte er es auf den Tresen.

Eine Frau in einem schwarzen Satinkleid betrat die Bar und schaute sich im Raum um. Ihre Haare waren so schwarz wie das Kleid und fielen gerade eben über ihre Schultern, wo sie ein Perlenhalsband teilweise verdeckten. Sie betrachtete die Männer im Raum, die Lippen fest zusammengepresst, als sei sie hochkonzentriert.

Dann drehte sie sich um und ging hinaus.

Ihr Kleid war komplett rückenfrei, ihre Haut wirkte so weich wie das weiße Blatt einer Oleanderblüte. Caleb sah ihr nach, zwischen ihm und den Barkeeper schob sich ein Moment des Schweigens wie eine vorbeiziehende Wolke.

»Ich heiße übrigens Will«, sagte der Barkeeper schließlich. Sie reichten sich die Hände.

»Caleb.«

»Und wie heißt die Exfreundin?«

»Bridget.«

»Zielen kann sie jedenfalls.«

Caleb nahm einen kräftigen Schluck Bier.

»Ich bin nicht sicher, ob sie mich treffen wollte oder nicht.«

»Seien Sie vorsichtig, bis Sie es herausgefunden haben.«

»Ja«, sagte Caleb.

Er wandte den Blick wieder zur Wand hinter dem Tresen.

Die Frau im schwarzen Kleid war höchstens bis auf zehn Meter herangekommen, aber er roch noch immer ihr Parfüm. Es hatte einen dunklen Ton, wie eine Blume, die nur in der Nacht blüht.

Nach dem dritten Jameson bezahlte er und machte sich auf den Weg in sein Zimmer. Als er die Lobby durchquerte, warf er einen Blick durch die Fenster. Die Frau im rückenfreien Satinkleid schien draußen auf den Parkservice zu warten, ungeschützt vor der Kälte. Sie konnte ihn weder gehört noch gesehen haben. Aber sie drehte sich um, ihre Blicke trafen sich. Er nickte ihr zu und ging die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

Gegen Mitternacht erwachte er in der Dunkelheit des Hotelzimmers. Er fühlte sich wieder nüchtern.

Noch ehe er zu sich kam, spürte er den Schmerz.

Er schwang die Beine aus dem Bett, setzte sich auf, trank eine Flasche Mineralwasser, griff zum Telefon und rief seine eigene Festnetznummer an. Beim vierten Klingeln war er sicher, dass sie

nicht da war. Er hatte Hunger, wollte aber nichts essen, er wollte nicht wach sein, wusste aber, dass er nicht würde schlafen können. Mehr als alles andere wollte er nicht allein sein. Aber so, wie es am Morgen mit Bridget gelaufen war und wie es geendet hatte, bevor er sein Haus verließ, war ihm klar, dass er für längere Zeit allein sein würde.

Er ging ins Bad und duschte. Dann zog er die einzigen Kleidungsstücke, die er dabei hatte, wieder an, verließ sein Zimmer und ging die Treppe hinunter in die Lobby. Einen Moment lang verharrte er an der Schwelle des Pied Piper, aber dort war es jetzt voll und laut. Am Tresen gab es nur noch Stehplätze.

Er verließ das Hotel und blieb an der Ecke Market und New Montgomery Street im kalten Wind stehen. Nebelfinger wehten die Market Street hinunter und vermischten sich auf dem Weg zur Bucht mit dem Dampf, der aus Kanaldeckeln aufstieg. Wenn nicht Mitternacht gewesen wäre, hätte er zum Union Square gehen, sich an die Eisbahn und den erleuchteten Weihnachtsbaum stellen, den Schlittschuhläufern zusehen und am Schorf dieser warmen Erinnerung kratzen können, bis sie flüssig und klebrig wurde.

Er fragte sich, wo Bridget in diesem Augenblick sein mochte.

Natürlich stellte er sich selbst eine Falle, aber er tappte bereitwillig hinein, malte sich aus, wie sie weinend durch den kalten Nebel und die Dunkelheit stolperte. Oder in ihrem Atelier an der Bush Street stand, eine Flasche in der einen und einen Pinsel in der anderen Hand, und die Leinwand mit Farbe attackierte. Vielleicht war sie aber auch nicht verfroren oder allein, vielleicht dachte sie nicht mal an ihn ...

Auf der anderen Straßenseite war eine Bar. Sie schien geöffnet zu sein, war aber so gut wie unbeleuchtet. Licht verbreitete eigentlich nur die Neonreklame an der Fassade, die jeden einzelnen Buchstaben rot aufscheinen ließ:



H  
O  
U  
S  
E  
*of*  
SHIELDS  
*Cocktails*

Er blieb mit den Händen in den Taschen stehen und betrachtete den Schriftzug. Bei einigen Buchstaben funktionierten die Transformatoren nicht richtig, sodass sie flackerten. Nachdem er eine Weile hinübergeschaut hatte, überquerte er die Straße, ohne auf den Verkehr zu achten, und trat an die Tür.

Drinnen befanden sich zehn oder fünfzehn Personen, aber als er eintrat, hörte er nur das entfernte metallische Kreischen einer Straßenbahn auf ihrem Weg die Market Street hinunter. Sobald sich die Tür hinter ihm schloss, herrschte Stille. Keine Musik. Ein paar Köpfe an der Bar drehten sich, um zu sehen, wer zusammen mit dem kalten Luftzug hereingekommen war. Als sie ihn registriert und als nicht weiter bedeutend eingeordnet hatten, wandten sie sich wieder ihren Drinks, ihren Sitznachbarn und dem leisen Murmeln ihrer Gespräche zu.

Ansonsten gab es im Raum nur ein paar unbesetzte Nischen. Caleb steuerte das Ende des Tresens an, so weit wie möglich von den anderen Besuchern entfernt, und setzte sich auf den mittleren von drei leeren Hockern. Links neben ihm auf dem Tresen stand ein leeres Reservoirglas mit einem geschlitzten Löffel. Auf dem Glas war ein blasser Lippenstiftabdruck zu erkennen. Einer der beiden Barkeeper kam herüber, nahm das Glas weg und wischte den Tresen ab. Er schaute Caleb fragend an, sagte aber kein Wort.

»Jameson«, sagte Caleb. »Unverdünnt. Und ein Guinness dazu.«

Als der Mann gegangen war, schaute Caleb sich um. Die hohe, schwarz gestrichene Decke verschwand im Schatten. Die Wand hinter dem Tresen war mit dunklem geöltem Holz getäfelt, während die vordere Wand durch dicke hölzerne Säulen und zurückgesetzte Nischen geteilt war. Die Säulen trugen bronzefarbene Art-déco-Göttinnen, nackte Statuetten mit Olivenzweigen, aus denen weiches Licht verströmende Glühbirnen sprossen, die einzigen Lichtquellen im Raum. Die Bar war ein Tempel des Alkohols, nichts anderes war im Angebot. Der Barkeeper kam mit dem Jameson zurück. Caleb nahm das Glas, leerte es und wartete auf sein Bier.

Er nahm ihren Duft wahr, bevor er sie sah, dieses Schattenblumenaroma. Als er den Kopf nach links drehte, verschwamm der Raum dank des Whiskeys ein wenig, aber sein Blick wurde klar, sobald er sie sah. Sie hatte sich auf den Hocker neben ihm gesetzt, die Hände über einer Clutch gefaltet. Sie neigte sich leicht zur Seite und musterte ihn vom Kopf bis zum Gürtel und zurück, ohne dass sich ein Muskel an ihrem Hals bewegt hätte. Dann lächelte sie.

»Er hat mein Glas abgeräumt. Dabei hatte ich noch nicht ausgetrunken.«

»Tut mir leid«, sagte Caleb. »Ich dachte, der Platz wäre frei.«

»Ihr Platz war frei. Ich habe hier gesessen.« Sie streckte die Hand aus und zeichnete mit einem ihrer lackierten Fingernägel einen kleinen Kreis auf den Tresen. »Und da stand ein Drink.«

Sie sprach mit einem Akzent, den er nicht zuordnen konnte. Ihre Stimme schien nicht von einem anderen Ort, sondern aus einer anderen Zeit zu stammen. Vielleicht lag es aber auch an dem Kleid, das sie trug, an dem Perlenhalsband und dem dunklen Parfüm. Als wäre sie aus einem Stummfilm herausgetreten oder von einer dieser Säulen gestiegen, wo sie einen bronzenen Olivenzweig gehalten und Licht und Schatten geworfen hatte. Sie konnte achtzehn oder fünfunddreißig oder irgendwas dazwischen sein, aber unabhängig von ihrem Alter schien sie nicht in dieses Jahr zu ge-

hören, nicht mal in dieses Jahrhundert. Sie erinnerte ihn an ein Gemälde, aber ihm war nicht ganz klar, an welches – vielleicht an eins, das er nur geträumt hatte. Sie zu sehen war, als ob man etwas fände, das seit Jahrhunderten verloren und endlich an seinen angestammten Platz zurückgebracht worden war: Er befand sich in der Stille eines Museums kurz vor dem Ende der Öffnungszeiten. Er spürte die Wärme der Deckenstrahler und einen Nachhall von Ehrfurcht, der wie alter Staub in der Luft hing.

Er lehnte sich zu ihr hinüber.

»Was haben Sie getrunken?«, hörte er sich fragen. Ein Flüstern reichte fast aus, so still war es im Raum. »Ich spendiere Ihnen einen neuen.«

»Berthe de Joux«, sagte sie. »Auf die französische Art.«

Er winkte den Barkeeper heran und wiederholte den Namen ihres Getränks. Der Mann nickte und tauchte kurz darauf mit einem Tablett auf. Dann stellte er ein sauberes Reservoirglas zwischen Caleb und die Frau, schenkte dreißig Milliliter grünen Absinth ein und legte einen geschlitzten silbernen Löffel quer über das Glas. Auf den Löffel legte er einen Zuckerwürfel und stellte eine kleine Karaffe Eiswasser auf den Tresen. Mit einem Nicken zog er sich zurück und widmete sich wieder der Gruppe am anderen Ende des Tresens.

»Gießen Sie ein«, sagte sie. »Ich will die *louche* sehen.«

»Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Tröpfeln Sie Wasser über den Zuckerwürfel, bis ich Stopp sage.«

»Also gut.«

Die Karaffe musste im Gefrierschrank gestanden haben, bevor der Barkeeper sie mit Eiswasser gefüllt hatte. Als er sie in die Hand nahm, brachten seine Fingerspitzen eine dünne Reifschicht zum Schmelzen. Er hielt die Karaffe über den Zuckerwürfel und begann sie zu neigen, aber sie unterbrach ihn. Leicht und kühl berührten ihre Finger sein Handgelenk.

»Höher«, sagte sie. »Es muss ein bisschen höher sein.«

Sie schob seine Hand ein Stückchen hoch, bis der Ausguss der Karaffe sich etwa dreißig Zentimeter über dem Zucker befand.

»So ist es richtig«, sagte sie. Die Art, wie sie sein Handgelenk losließ, fühlte sich fast an, als würden ihre Finger seine Haut küssen. »Machen Sie weiter. Lassen Sie es so langsam tröpfeln, wie Sie können.«

Er sah zu, wie der Zuckerwürfel sich langsam auflöste und durch den geschlitzten Löffel in den Absinth tropfte. Die grüne Flüssigkeit im Glas nahm eine milchig weiße Färbung an, als das kalte Wasser einen Bestandteil des Getränks auflöste. Jetzt roch er eine Mischung bitterer Kräuter. Wermut und Steppenraute. Anis.

»Stopp.«

Er stellte die Karaffe ab. Sie nahm den Drink und tunkte den Löffel ein, um den restlichen Zucker aufzulösen. Dann nippte sie mit geschlossenen Augen. Der Puder auf ihren Lidern wirkte wie zerstoßener Malachit. Als sie die Augen öffnete, lächelte sie wieder und stellte das Getränk ab.

»Ihre Stirn«, sagte sie.

Sie streckte die Hand aus, berührte die Wunde mit der Spitze eines Fingers und zeigte ihm den Blutstropfen. In der Dunkelheit des Raums sah er schwarz aus.

»Sind Sie verletzt?«

»Ist schon in Ordnung.«

Sie rieb ihren Zeigefinger am Ansatz des Daumens, bis das Blut verschwunden war, und trank noch einen Schluck Absinth. So etwas hatte er nie zuvor gesehen. So *jemanden*. Mit einem letzten Schluck trank sie ihr Glas leer und stellte es ab. Dann stieg sie vom Hocker. Ihre Clutch lag noch auf dem Tresen. Sie legte eine Hand in seinen Nacken und beugte sich vor, bis ihre Lippen fast sein Ohr berührten.

»Ich muss gehen«, flüsterte sie. Ihr Parfüm hüllte ihn ein wie ein Mantel. Ihre linke Brust streifte seinen Arm, nur der glatte